

(Nachdruck verboten.)

Der Kaskl vom Hollerbräu.

11) Roman von H. von Seydlich.

Der Kaskl gaffte dem Agathl nach. Er hatte sie schon so oft gesehen, oft hatte er neben ihr am Tische gestanden und Brat Kopsen geholfen. Weiß gar nicht, warum er heute so seelenvergnügt und unruhig ihr nachsah; es war doch nichts Neues an ihr?

Endlich raffte er sich auf und eilte ins Sudhaus, wo er gleich begrüßt ward:

„Wo bleibst denn?“ — Da, saß an, anschwänzen sollst.“

„Und er faßte an, womöglich noch eifriger als sonst. In ihm war ein so neues lustiges, warmes Gefühl, er wußte nicht wie; er fing an zu pfeifen, wie ihm der Schnabel gewachsen war.“

Aber der Pfannenknecht sah ihn mißbilligend an:

„Des g'hört sich net. — An alt's Wort heißt: Singen muß mer, daß der Sud gerät; vom Pfeifen was i mir.“

Singen! Also desto besser. Aber so ohne weiteres traute er sich nicht. Und er bekam plötzlich einen guten Gedanken: 's Agathl sollte ihm etwas singen lernen.

Inzwischen schaffte er frisch fort, und nur seine Schweigsamkeit verriet, daß etwas mit ihm vorgehe.

Endlich war der Sud gehopft und fertig. Nach dem letzten Kochen „gumpete“ ihn der Kaskl eilig ins Kühltisch, während der Bräumeister, der Bierfieder und der Oberbursch in nicht geringer Spannung neben dem flachen, weiten Kühltisch standen. Denn es war ein neues Kühltisch, viele Quadratmeter maß das große Blech, und es war sorgfältig mit Galläpfelbrühe ausgebrüht worden.

Der Abend war frisch, ein angenehmer gleichmäßiger Hauch strich durch die hohen, nur mit Jalonsiebrettern gegen die Sonne versehenen Fenster. Der gewaltige Dampf entwich in diesem Hauch und wirbelte durch die Spalten der Bretter ab. Die erfahrenen Praktiker umstanden schweigend den dampfenden Biersee, einer von ihnen hielt die für den Zweck improvisierte Kühltischlange in Bereitschaft, um sie, wenn nötig, rasch einzulegen und den Strom eisfalten Wassers von den Apparaten des Gärkellers her hindurchzuleiten. Denn heute zumal durfte die Würze nicht zu lange dem Einfluß des neuen Blechs ausgesetzt bleiben; man traute der Sache nicht. Sehnsüchtig wurde die rechte Kühltischtemperatur herbeigewünscht, — vier bis sechs Grad, — um schnell der ganzen braunen Flut den Röhrenweg nach den Gärbottichen zu eröffnen.

Denn ein Sud kostet eine Menge Geld, und wenn er verdirbt, giebt's Heidenpökel. — Und noch schlimmer, wenn er nur scheinbar gelungen ist, und beim Sären oder beim Lagern nicht ordentlich als fehlerhaft erkannt wird, oder von den Betreffenden, dem Kellermeister oder dem Gärführer, nicht pflichtgemäß gemeldet wird; denn dann flucht und schimpft das liebe Publikum, die Wirte sehen ihre Lokale leer werden, und der Ruf der Brauerei ist auf einige Zeit erschlittert.

Aber die Proben und Versuche ergaben befriedigende Resultate, und die hohen Vorgesetzten begaben sich fort; die kaum noch dampfende kühl gewordene Flut sollte bald abgelassen werden und der Kaskl trat jetzt aus dem heißen Sudraum tiefatmend heraus und postierte sich, mit Büsten und Filzschuhen versehen, neben dem riesigen Würzespiegel, um das Ablassen zu erwarten und das zurückbleibende Kühltischgeläger wegzufahren.

Das lief dann in die Trubsäde und wurde dort noch durchgeseiht.

In der großen Stille und der wehenden kühlen Luft wurde ihm ruhiger zu Mut. Er hörte still dem fernen Brausen der Stadt zu, — viel mehr war nicht zu hören. Er blickte träumend in den tiefdunklen spiegelnden See vor ihm, der durch kein Kräuseln belebt, wie eine ungeheure samtbraune Glasscheibe aus sah. —

Plötzlich kam ihm der kindische Uebermut: Wie wenn ich jetzt etwas hineinschütte und das ganze Gebräu verderbe? — Aber er wäre der letzte gewesen, es zu thun: es war nur so eine Schmutze, die ihm durch den Kopf fuhr, er lächelste für sich darüber.

Bald auch fesselten ihn größere Dinge: zuerst das große Verwundern, was ihn seit der Auffindung des Oheims beschäftigt: — „Was doch alles das Geld thut!“ — Denn jetzt war er mit einem Male mitten in den verantwortungsvollsten Arbeiten, und ohne das „bissel“ Geld harrete er vermutlich noch lange auf den Vorstufen zum Allerheiligsten.

In Wahrheit war's nicht so sehr die Ueberredung durch den Buchhalter, als vielmehr wirklich das Geld gewesen, das ihm die Pforten eröffnete. Aber nicht sein Geld; und es waren auch weit mehr als hundertfünfzig Mark um seinetwillen geflossen. Aber das war des Dufel Buchhalters Geheimnis, Kaskl durfte davon nichts wissen.

Aber vom Geld, dem großen Zaubermittel, das er nicht in seinen eignen Händen hielt, kam er auf andren Zauber, welchen er selbst auszuüben gedachte. Denn er dachte ernstlich an sein Agathl.

Sein? — Mein! Noch nicht. Aber daß es bald dazu kommen sollte, das nahm er sich fest vor.

Dem freudearmen, anstrengenden Leben fehlte bisher jede blühende Stelle; eines seiner gesunden Organe, das Herz, war bisher still und dumpf wie im Schlaf geblieben. Denn die alberne Geschichte mit der wüsten Biß hatte er sich wie alle andren Jausen gründlich aus dem Kopf geschlagen. Er scheute sich, abends auszugehen, er hätte der elenden Kreatur begegnen können. Jetzt dachte er nicht mehr daran, und sein rascher Aufstieg im Brauwesen hatte ihn lange Zeit ganz allein mit Beruhigung und Freude erfüllt; nur daß er zuweilen mitten in der hitzigsten Arbeit ein dumpfes Gefühl gehabt hatte, das ein Dichter etwa so bezeichnen würde: „Gut und recht ist's daß ich hier im Dunklen schaffe und erstarke; aber draußen verblüht der Sommer und sinkt die Sonne — und ich sehe und atme nichts von Glanz und Duft.“

Jetzt, das merkte er, war ihm ein Sonnenstrahl auf den Weg gefallen, und er gedachte ihn sich festzuhalten. Mit dem Werben um die Agathe hatte es keine Not; die Kunst war leichter als Maischen und Läutern, — er fühlte sich siegesgewiß und putzte dervel heftig in dem leer gewordenen Kühltisch herum, bis der Bierfieder hereinkam und ihn anfuhr:

„Wöchl'st glei 's Eisen verreißen a?!“

Denn der würdige Künstler hatte Sorge, daß die Galläpfelpatina unter Kaskls wütendem Gebürste mit dem Geläger zusammen abgehen möchte.

— Und Kaskl bürtete sanfter. Dabei dachte er des hübschen Kopfes der Agathe; lebhaft vor Augen stand ihm das ganze „herzige Gebüß“, von der Seite gesehen; so von der Nasenspitze über die Augen weg nach den Locken hin, die nach vorn gekämmt waren; und den ganzen Weg bis zum Ohr und weiter zum Haarknoten.

Was der Kaskl nicht wußte, hätte er gewußt, wenn er Maler geworden wäre; denn dann hätte er am Profil Agathes gerühmt, daß der Weg von der Nase zum Ohr länger war, als sonst bei vielen. Und das, sagen die Gelehrten, ist hübsch. Gemeine Menschenkinder sagen in dem Falle: „das arme Gascherl, — 's g'fällt mer halt.“ Der Gelehrte, wenn er obigen Vehrß der Aesthetik ausgesprochen, nimmt eine Prise. Das gemeine Menschenkind aber nimmt — a Bussert. Wer mag der Gescheidtere sein?

Einen urgemüthlichen Winkel wußte der Kaskl schon, hinten im zweiten Hof, da war's abends mäusenstill, eine Steinbank stand neben einer verrosteten Kellertür, im Winkel schliefen die Hühner, eine Katze sang ihr Lied vom benachbarten Dach, und ein paar grüne Zweige hingen über die Mauer herein. Dorthin wollte er die Agathe locken, dort waren sie ungestört, und er konnte seinen Singunterricht nehmen, ohne Vorbeilaufen und Rederei andrer.

Aber das sah er gleich, so ohne weiteres würde das nicht gehen. Agathl hatte Haare auf den Zähnen und verstand schnippische Antworten auszubekommen, links und rechts, wie Ohrfeigen. Und dann: hatte sie überhaupt Zeit am Abend? — Und dann erst: würde die freie Zeit nicht gar am Ende — einem andren gehören? — Satra — jetzt das war' doch grad zum deerschlagen hergerichtet. — Na wart', du elendiger Andrer!

Tierleben im Taifun.*

Um neun Uhr erst kam Kasfl von der Arbeit los; er holte sich eine Maß an der Schenke und schlich dann zuerst in den Thortweg, wo oft um die Zeit ein Blumenmädchen im Dunkel stand, — er wollte um eine Biermarke eine oder mehrere Rosen erstehen. Denn mit Kaufen fängt's an in der Liebe. — Aber die Verkäuferin war nicht da, und so trabte er im Stahenschritt bis an die Küchenfenster, um hinein zu spionieren. — Auch hier hatte er Pech, denn „sie“ war nirgends zu sehen.

Er beschloß nun zunächst, zu der voraus bestimmten Bank zu wandern und dort beim Bier nachzusinnen, wie er die Agathe irgendwo erwischen möchte. Er durcheilte den ersten Hof, kam durch's Quergebäude und wandte sich links in den zweiten Hof. Dort, nur vom Sternlicht geführt, begab er sich zu dem versteckten Platz am verrosteten Pförtchen.

Als er um die Ecke trat, bemerkte er, daß die Bank besetzt war. Etwas Hellgelbedetes bewegte sich und stand auf. Er trat heran, — denn wozu sollte er das vermutliche Liebespaar ungestört lassen? — Aber da bemerkte er, daß das „Hellgelbedete“ allein dageessen — und, was ihn beinahe erschreckte, daß es das Agathl selbst war.

„Nei!“ rief er, aber nicht allzu laut, und auch sie wußte im Moment nichts Gescheidteres zu bemerken.

Das war ein Zufall! Und es ergab sich, daß der stille Winkel Agathes bevorzugtes Plätzchen war.

„Alle Abend sitz i da, auf a halb's Stündl.“

Kasfl setzte seinen Maßkrug ans Ende der Bank und erklärte resolut: „Weißt, i mein, die Bank is lang gnua für zwei. Heut mußt mi schon da derleiden. I — i seß mi ans End, na' hast Platz gnua. Oder wartst eppa auf wem?“

„War net übi. Auf wem denn?“

„I mein halt.“ Dabei setzte er sich. Sie stand noch unschlüssig, die Hände unter der Brust verschränkt.

„Seht Di net nieder? — I thu' Der niz.“

„Wegen dem!“ entgegnete sie schnippisch.

„Wegen dem, wegen meiner! Jetzt seß' Di nieder! Sie — setzte sich. Aber weit genug; und kalt und fremd startete sie über die Mauer hinweg, wo die pechschwarzen Baumzweige im leisen Nachtwinde sich bewegten und über die glitzernden Sterne hin- und herfuhren.

„Was thust denn nachher da?“ begann er, nach einem Verlegenheitschluck aus dem Krug.

„Niz. I dent halt so — allerlei. Und weil's gar so stad is ringsum, sing i mir ans, daß d' Zeit vergeht.“

„Singst? da alleinig? — Du, weißt; ich sag Der was, paß auf, Agathl.“ Und nach diesen rhetorischen Eingangsworten wagte er seine Bitte: „Lehr mi a singen, weißt? Nachher sing'n mer miteinander da am Abend.“

„Was Der net ei'fallt,“ entgegnete sie lachend. Aber sie blieb still danach. Und dann redeten sie weiter in recht ruhigem Ton, bis er plötzlich unterbrach: „Also jetzt sing mer was, daß i was lern' vo' Dir.“

Und er griff nach ihrer Hand. Sie schien den Druck gar nicht zu fühlen, sie ließ ihm die Hand, aber sie sagte dazu — immer abgewandt nach der Mauer und den Bäumen starrend:

„Sonst fallt Der niz ei'?“

„Geh, sei lieb,“ bat er wieder, diesmal mit warmem Ausdruck und rückte näher.

„Bleib nur da, wo D' bist!“ rief sie. „Seß' Dein Stein zwischen uns, daß D' Respekt vor mir behaltst.“

Aber er war erst in Zug gekommen, jetzt brach er los, — je heißer desto leiser:

„Magst mi denn gar net a bissel? Sag!“

„Ja!“ sagte sie, wie im Scherz. „Aber bleib da an Deinem End.“

Und so parlamentierten sie fort. Er war nicht im geringsten zufrieden, einen Meter entfernt zu sein, aber er hielt ihre Hand; endlich kam ein Vertrag zu stande:

„Wenn D' jetzt sei stad bist, sing i Der was. Aber stad sei' mußt. Laß mei Hand los —“

„Net um a Noß!“

„A so kann i net singen,“ meinte sie und versuchte die gefangene Hand mit der andren zu befreien. Aber sofort hielt er auch die zweite Hand fest, und es begann ein kräftiges Ringen, bei dem beide unterdrückt sicherten.

„Sei stad, soust sing' i net. Nachher muß i 'nein,“ erklärte sie endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Es war am 26. Mai 1899, an einem Freitag. Vor drei Tagen hatten wir Japans Küste verlassen, und noch stand frisch und unverbläht die Erinnerung an das anmutig-reizvolle Land vor meiner Seele. Jetzt befanden wir uns in der Straße von Formosa und hatten gehofft, noch in den Vormittagsstunden Hongkong zu erreichen. Schon vor Tagesanbruch wurde ich durch stärkere Bewegung des Schiffs erweckt und als ich mich nach 6 Uhr erhob, mußte ich mich bald überzeugen, daß sehr schlechtes Wetter eingetreten war.

Düster grau hing der Himmel über der aufgeregten See, deren stumpfbarbig glanzlose Bogen, von heftigem Regen gepeitscht, zu uns mit weißen Wellenkämmen heranbrandeten, die wie blinkende Zähne uns zu drohen schienen. Eine dicke, schwere Luft hemmte den Blick in die Ferne, doch war gerade vor uns eine besonders undurchdringliche Wetterwand zu unterscheiden.

Dieses und mehrere andre sichere Zeichen machten es uns zur Gewißheit, daß wir uns einem Taifun näherten; einem jener in den chinesischen Meeren leider nicht seltenen Wirbelstürme, welche schon viele Opfer gefordert haben. Charakteristisch ist für den Taifun, daß er eine doppelte Bewegung hat, außer der meist rasend schnellen Vorwärtsbewegung findet eine ständige Rotation um ein Centrum statt.

Um dem gefährlichsten Sturme zu entgehen, ließ der Kapitän beidrehen und den Kurs wieder zurück, auf Japan zu, nehmen.

Vergebens, in kurzer Zeit hatte der Taifun uns eingeholt und ein ganz fürchterliches Unwetter brach los.

Schauerlich heult und pfeift der Sturm in höchsten Tönen, donnernd und krachend stürzen die hochaufgetürmten Bogen heran, unser starkes Schiff wie einen kleinen Kahn hin- und herwerfend. Ein gewaltiger Regen flacht hernieder und vermehrt das unbeschreibliche, sinnenbetäubende Getöse. Rings ein aufs äußerste aufgeregtes, graues Chaos, in welchem der Himmel von dem Meer nicht zu trennen ist.

So geht es unendlich lange und bange Stunden. Aber es wird nicht besser, sondern schlechter; immer ärger wird das Wüten der Elemente und von 3 Uhr ab erreicht es eine fast unmöglich erscheinende Höhe. Die Gewalt des Orkans ist so stündlich auf das Deck stürzenden Wassermassen wird so groß, daß das Schiff nicht mehr dem Steuer gehorcht. Wir treiben langsam ab und haben die sehr hohe See bereits seilisch.

Schon ist die Windstärke auf 11—12 der Skala (sie zählt bis 12) gestiegen, als um 1/2 6 Uhr plötzlich ein ganz unvermittelter, von den Seeleuten zwar vermuteter, aber dennoch höchst merkwürdiger Umschwung eintrat. — Mit einem Mal wird es fast windstill, die Windstärke fällt rasch, so daß sie nach kaum einer Stunde gleich Null ist. Der Regen hört auf und durch die hellere Luft blickt man auf eine nur mäßig bewegte See.

Es war das Centrum des Taifuns, in welchem wir uns nun befanden, was uns auch das Barometer bewies, welches mit 724,7 jetzt den niedrigsten Stand erreichte.

Diese Erscheinung, ein barometrisches Minimum im Centrum des Taifuns, ist eine den Seeleuten wohlbelannte Thatsache. Gewöhnlich aber wüthet hier der Orkan am ärgsten; bei manchen ausgedehnteren Taifunen jedoch heben die von allen Seiten nach dem Centrum hinströmenden Windrichtungen einander auf, so daß ein Kreis entsteht, innerhalb dessen die oben geschilderten Erscheinungen auftreten. In einem solchen Fall muß sich das Höhestadium des Taifuns kurz vor dem Eintritt in die Windsille befinden, wie wir es in der That auch erlebten.

Wie wunderbar und merkwürdig auch dieser jähe Wechsel erschien, so war es doch hauptsächlich eine ihn begleitende Erscheinung von sehr seltsamer und ungewöhnlicher Art, die in mir eine unvorstellbare Erinnerung an dies gefährliche Erlebnis zurückließ.

Denn plötzlich, zusammen mit dem Eintritt der Stille, war wie auf ein Zaubervort die Luft rings um das Schiff und über demselben mit einer großen Menge fliegender Tiere erfüllt. Viele Hunderte von Vögeln der verschiedensten Größe und Form umflatterten ängstlich-schweifend den Dampf, ließen sich, sichtbar aufs äußerste erschöpft, auf dem Tauwerk oder dem Deck nieder und fielen schwer wie Blei ins Meer, um darin unterzugehen. Ein ganz absonderlicher Anblick war es, dieses dunkle, vielgestaltige Gewimmel rings umher, aus welchem trotz der Menge der Individuen und Formen kein anderer Laut drang, als das Geräusch der matten, langsamen Flügelschläge. Da war kein fröhliches, lebensvolles Tummeln; aus dem ganzen Gebahren der Tiere ging hervor, daß sie gänzlich ermattet und ohne Willen um das Schiff umherirrten, daß Angst und Erschöpfung den meisten ein zweckmäßiges Handeln und den Trieb zur Selbsterhaltung vollständig geraubt hatte. Die, welche sich auf dem Schiff niederließen oder vielmehr hier herabfielen, ließen sich ohne weiteres mit den Händen aufnehmen oder machten nur ganz schwache, gewissermaßen reflexartige Versuche, sich den Händen zu entziehen, wobei augenscheinlich völlige Apathie, nicht etwa verminderte Scheu als Grund in Frage kamen. Andre erhoben sich nach kurzer Rast, um gewöhnlich dann ins Meer zu fallen. Es währte einige Zeit, bis ich mich von meinem Erstaunen über dieses Schauspiel soweit gefaßt hatte, daß ich versuchen konnte, auf die verschiedenen Vogelarten zu achten.

Zunächst fielen große Seevögel auf, verschiedene Mövenarten

*) Aus der empfehlenswerten Wochenschrift „Vertus“. (Mona-Ditfenen. Chr. Adolff.)

und in großer Zahl ein stattlicher, schwarzer, Iormoranähnlicher Vogel. Einen kläglichen Anblick gewährte es, wenn diese an sich doch mit dem Wasser vertrauten Geschöpfe ins Meer fielen, ohne auch nur den Versuch zu machen, durch Schwimmen auf der Oberfläche zu bleiben. Dann konnte ich eine ganze Menge verschiedener Sumpf- und Watvögel, wie große und kleine Reiherarten, Kallen, Regenpfeifer und andere unterscheiden. Ganz besonders bemerkenswert war jedoch die sehr große Anzahl spezifischer Land- und Waldvögel in vielen Arten. Ihre Größe variierte der Hauptsache nach etwa zwischen Laubsänger- und Staturgröße.

Alle, die ich beobachten konnte, gehörten den Sperlingsvögeln, und zwar ausnahmslos, nach Schnabel und Habitus zu urteilen, den insektenfressenden an. Ich sah verschiedener Würger, Weisen und Wachstelzen ähnliche Tiere, dann solche, die ich zu den Sylviden und Turbididen stellen mußte. Ich bin überzeugt, daß eine längere und genauere Beobachtung noch weit mehr Arten hätte feststellen können. Aber nicht nur alle diese Vögel bevölkerten die Luft, auch große Mengen fliegender Insekten machten das eigenartige Schauspiel noch mannigfaltiger, wenn sie auch neben den interessanteren und mehr ins Auge fallenden Vögeln weniger hervortraten. Ich bemerkte verschiedene Hymenopteren-Arten, wie Hummeln, Wespen und Bienen; Dipteren, Schmetterlinge und zahlreiche Libellen. Letztere werden von den Seelenten ganz allgemein „Taifumfliegen“ genannt, weil ihr häufigeres Erscheinen auf hoher See stets die Nähe eines solchen anzeigen soll.

Uns der Vögel zu bemächtigen, dazu hatten wir alle an Bord wenig Lust, weil wir genug mit uns selbst zu thun hatten, nur einige Reiher und eine Anzahl der kleineren Vögel, etwa 30 bis 40 Stück, die bequem zu erreichen waren, wurden vorläufig in Käfige gebracht, um eventuell bei gutem Wetter wieder die Freiheit zu erhalten. Interessant zu beobachten war es, wie in dem relativ kleinen Raum sofort Panik und Streit ausbrach und die noch kräftigeren Tiere die schwächeren verfolgten und bisßen.

All diese geschilderten Beobachtungen waren auf eine sehr kurze Zeit zusammengedrängt. Denn schon nach 1 1/2 Stunden, kurz nach 7 Uhr abends, hatte das Centrum des Orkans uns passiert und sofort setzte das Umwetter ebenso ohne Uebergang in heftigster Weise ein. Ebenso plötzlich, wie sie gekommen, waren die Tiere verschwunden, und wir befanden uns wieder allein im Kampf mit den wütenden Elementen. Doch jetzt ließ die Hoffnung uns alles leichter ertragen; mußte es doch besser werden, je mehr wir uns vom Centrum entfernten.

Und in der That, um 12 Uhr nachts war es so weit ruhig geworden, daß wir eine wesentliche Gefahr nicht mehr zu fürchten hatten. Wie waren nun aber die bedauernden Tiere in diese sicher unfreiwillige, unheilbringende Lage gekommen? Die Erklärung dafür ist nicht schwer. Wie gewöhnlich war der Taifun am Land entstanden und hatte die in seinem Reich befindlichen Luftbewohner mit sich fortgerissen, sie mußten, soweit sie nicht schon vernichtet waren, in das Centrum gedrängt werden, wo ihnen die Möglichkeit gegeben war, sich in der Luft zu erhalten. Aber auch heraus konnten sie nicht mehr und so befanden sich die armen Geschöpfe in einem fliegenden Gefängnis, dessen Gitterstäbe zwar unsichtbar, aber sicherer wie Eisen ihnen die Freiheit raubte und sie zwang, ohne Raft und Ruch die rasende Luftfahrt mitzumachen.

Am andren Morgen war eine größere Zahl der eingesperrten Tiere verendet. Auch zwei possierliche japanische Tagelenten, ähnlich dem Steinklauz, aber etwa noch einmal so groß, die wir zwei Tage zuvor an Bord gefangen hatten, waren dem Taifun zum Opfer gefallen. Da sie vor Sturm und Wasser geschützt gestanden hatten, war ihr Tod wohl nur den heftigen Schiffsbewegungen zuzuschreiben, d. h. sie waren der Seekrankheit erlegen.

Den noch lebenden Vögeln wurde die Freiheit geschenkt und bald waren alle, nachdem sie einigemal das Schiff umkreist hatten, in der Ferne verschwunden. Nur ein reizender kleiner Silberreißer machte von der geschenkten Freiheit keinen Gebrauch. Er blieb an Bord, nahm von dem vorgelegten Futter und Wasser und schlüpfte nur bei allzugroßer Annäherung hinter den Hühnerstall. Sonst ließ er sich unbesümmert beobachten, ohne sich bei seinen Beschäftigungen, wie Putzen und Reinigen des schönen Gefieders, sonderlich stören zu lassen. Es war gerade so, als wenn das Tier fühlte, daß es in unfremd Schutz stand. Er ist wahrscheinlich erst fortgeflogen, als wir um 1 Uhr nachts vor Hongkong ankamen. Denn am andren Tage früh morgens um 4 Uhr suchte ich ihn vergeblich. Er hatte unsre Gastfreundschaft nicht mehr nötig gehabt.

Dr. A. Butschkus.

Kleines Feuilleton.

— Ein japanisches Märchen vom Fuchs und vom Hasen wird in dem kürzlich bei Brockhaus erschienenen Buche „Japanischer Humor“ von C. Netto und G. Wagener erzählt: Es lebte einmal ein altes Ehepaar, das als treues Haustier einen weißen Hasen hielt. Eines Tages hatte Tamuki, der Fuchs, das Futter des Hasen gefressen. Im Ärger darüber band ihn der Hausherr, hängte ihn an den Hinterbeinen auf und ging dann in den Wald, um Holz zu fällen. Als er weg war, bat der Tamuki die Alte, die zu Hause geblieben war, ihn doch zu erlösen, und die gütinnige Alte erfüllte seinen Wunsch und ließ ihn laufen. Mit einer wütenden Drohung lief er von dannen.

Während Usagi, der Hase, dem die Sache unheimlich war, in den Wald lief, um den Herrn zu warnen, kam der Tamuki zurück, tötete die Frau und kochte sie zu einer Suppe. Indem er die Gestalt seines Opfers annahm, empfing er den heimkehrenden, hungrigen Alten mit der Einladung, die gute Tamuki-Suppe zu essen, eine Aufforderung, der mit Vergnügen Folge geleistet wurde. Nach der herzhaften Mahlzeit servierte er ihm natürlich als Nachtsch die Wahrheit und verschwand mit höhnischem Gelächter.

Der Hase fand bei seiner Heimkehr den Alten in Thränen und lief schleunigst wieder in den Wald, um die Luthat zu rächen. Er traf auch richtig den Tamuki, der eine Last Holz auf dem Rücken trug, und beilegte sich, sie in Brand zu stecken. Als der Tamuki das Knistern des Feuers — katchi, katchi — hörte, rief er aus: „Halloh, was ist das für ein Lärm!“ — „Du“, sagte der Hase kaltblütig, „hier ist immer so ein Geräusch, dem das ist hier der Katchi-Katchi-Berg.“ Auf einmal aber fing das Feuer an, Tamuki auf dem Rücken zu brennen. Mit schmerzlichem Geheul lief er davon und sprang in einen Fluß, der zu seinem Glück in der Nähe war. Als er darauf krank im Bette lag, kam Usagi mit mitleidigem Gesicht zu ihm und applicierte ihm unter dem Vorwand, ein ausgezeichnetes Mittel gegen Brandwunden zu besitzen, ein Pflaster aus einer scharfen Sauce von Pfeffer und Senf, Wiso genannt, auf den Rücken, das natürlich die Schmerzen aufs höchste steigerte. Kaum konnte der Tamuki nach langem Stöhnen wieder ausgehen, so ging er zum Hasen, ohne ihm wegen seines „Hausmittelchens“ zur Rede zu stellen. Er fand diesen gerade im Begriff, ein Boot zu besteigen.

„Wo willst Du hin?“ fragte er.

„Ich habe eben die Absicht nach dem Monde zu fahren. Willst Du mit?“

„Ich habe genug von Deiner Reisebegleitung am Katchi-Katchi-Berg“, erwiderte der Tamuki, „und ziehe vor, allein zu fahren.“

Das war nun gerade, was der Hase wollte. Er hatte neben seinem Holzstamm noch einen aus Lehm gebaut und lud den Tamuki ein, diesen zu benutzen. Kaum waren sie in die Mitte des Flusses gekommen, so zerfiel das Lehmboot, und der Hase beschleunigte den Untergang des Fahrzeugs wie seines Zussens durch kräftige Schläge mit seinem Ruder.

Als der Hase dem Alten die gelungene Rache erzählte, stieg er noch höher in dessen Gunst als bisher.

Wenn Meister Lampe übrigens die Absicht aussprach, nach dem Monde zu fahren, so hat er nach japanischer Auffassung mehr Berechtigung dazu, als der umeingeweihte Fremdling meinen sollte. Denn wie bei uns eine Mutter ihrem Sproßling im Vollmond eine menschliche Figur zu finden oder wenigstens zu suchen lehrt, so versucht sie hier, ihm die Umrisse eines Hasen in der Mondscheibe zu zeigen. Ja, in der Neujahrsnacht will man sogar eine Menge Hasen dort wimmeln sehen, die eifrig beschäftigt sind, in hölzernen Mörsern den Reisteig für den Mochi, den Neujahrsstücken, zu stampfen.

Theater.

oe. Schiller-Theater. Eine Theaterdirektion hat ja immer den Erfolg in der Tasche, wenn sie in der glücklichen Lage ist, im wesentlichen nur Stücke aufzuführen, die sich auf andern Bühnen am Orte bereits bewährt haben. Es giebt allerdings Menschen, die über das Tragen abgelegter Kleider spotten, aber wer sich über die Entwicklung und die Verhältnisse des Schiller-Theaters im klaren ist, muß gestehen, daß diese Bühne keine andre Möglichkeit hat, ihre Pflichten zu erfüllen. Daß die Direktion in dem Streben, ihr Publikum auch mit der neueren Bühnenliteratur bekannt zu machen, umsichtig und geschickt verfährt, hat sie gestern mit der Aufführung von Arthur Schnitzlers „Freiwild“ bewiesen. Dies vor etlichen Jahren im Deutschen Theater gegebene Schauspiel deckt zwei Wöfen der erklüfteten Kavaliervelt auf, die frivole Mißachtung des Weibs, wenn es diesen Kreisel als Bühnenkünstlerin entgegentritt, und den dort üblichen Duellkultus. Solche Themen könnten im Schiller-Theater auf Interesse rechnen, auch wenn sie weniger geschickt angefaßt würden als in dem Drama des Wiener Dichters; die knappe Form, in der Schnitzler den Gegenstand behandelt, die nur auf Handlung bedachte Technik, die alle Tiraden verschmäh, nahm hier das Publikum gefangen und verschaffte dem Autor voll auf die gebührende Anerkennung.

Aber auch die Darstellung hatte sich um den Erfolg verdient gemacht. Marianne Wulf gab die standhafte Künstlerin mit sicherem Takt und Ferdinand Gregori wußte den Typus des angefaulten Offiziers lebenswahr darzustellen. Die schwierige Rolle des Paul Römning, der seine Duellgegnerschaft mit dem Tode durch Mörderhand büßen muß, hätte von Herrn Paesche am Ende klarer aufgefaßt werden können. Wir hatten das Gefühl, als ob nicht allein Ueberzeugung, sondern auch Eigensinn aus dem Helden spräche.

Astronomisches.

ss. Entstehende Welten am Fixsternhimmel. Schon auf der Schule lernt man die von Kant und Laplace gleichzeitig aufgestellte Theorie kennen, derzufolge sich das Sonnenystem aus einer rotierenden glühenden Nebelmasse entwickelt haben soll. Diese Vorstellung hat sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seit das Fernrohr am Fixsternhimmel große Nebelmassen entdeckt hat, die wohl nichts andres sind als Weltsysteme im Zustande des Werden,

wie er ursprünglich auch unserm Sonnensystem eigen gewesen sein muß. Mit großer Anschaulichkeit hat namentlich der englische Astronom Sir Robert Wall die damit zusammenhängende Frage besprochen und wir geben den Inhalt seiner Darstellung in den Hauptzügen wieder: Ein Photograph benützt für seine Camera eine kleine Blende, wenn das Licht sehr hell ist, und erweitert diese, wenn das Licht schwächer wird, damit er immer das richtige Maß von Licht auf seine Platte leiten kann. Die Regenbogenhaut des menschlichen Auges ist für dieses eine natürliche Blende; bei der Nage kann man die Wirkung der Regenbogenhaut noch leichter beobachten, weil sie bei ihr größer ist. Das Fernrohr unterstützt uns im Sehen, weil es gestattet, die Blende unseres Auges noch weiter zu vergrößern, denn da niemandes Auge so groß ist wie das Objektivglas eines Fernrohrs, so sammelt dieses eine viel größere Menge von Strahlen und führt sie als ein kleines Bündel in unser Auge ein. So benützt ein Beobachter an dem größten Fernrohr der Welt, dem Yerkes-Teleskop, dessen Linse eigentlich an Stelle seines Auges, also ein künstliches Auge von 46 Zoll Durchmesser an Stelle seines natürlichen von der Größe eines Zinnspeinglücks. Mittels eines solchen Auges entschleiern sich uns wunderbare Geheimnisse des Sternenhimmels. Es erscheinen am Firmament u. a. zahlreiche große Nebel, feurige Massen glühender Gase. Aber einige dieser Himmelskörper, die in einem kleinen Fernrohr als Nebel erscheinen, lösen sich in einem größeren zu Haufen winziger Sterne auf, und was vorher nur als ein Lichtfleck am Himmel erschien, bildet nun ein Gewimmel von Myriaden einzelner Sterne wie ebenso viele Diamanttropfen. Diese Thatsache führte einstmals zu einem lebhaften Streit, denn man meinte, es gäbe in Wirklichkeit überhaupt kein solches Ding wie einen Nebel am Himmel, und die sogenannten Nebel erschienen nur deshalb als solche, weil wir noch kein genügend starkes Fernrohr hätten, um sie als das zu erkennen, was sie eigentlich sind, nämlich als Sternhaufen. Es war eines der großen Verdienste des Astronomen Huggins, des derzeitigen Präsidenten der Royal Society in London, das thatsächliche Vorhandensein von Nebeln am Himmel nachzuweisen und zu zeigen, wie sich ein Nebel von einem Sternhaufen mittels des Spektroskops sofort unterscheiden läßt. Wenn das Licht von einem Stern durch ein Prisma gelenkt wird, so entsteht ein Lichtband, dessen Farbe allmählich wie ein Regenbogen von Indigo und Violett bis zu Orange und Rot übergeht, und an gewissen Stellen von dunkeln Linien durchzogen wird. Das Licht von einem Nebel aber giebt, wenn es in dieser Weise behandelt wird, eine ganz andre Erscheinung, nämlich ein dunkles Band mit hellen Linien. Dieser Befundschlüssel befähigt den modernen Astronomen, von einem rätselhaften Himmelskörper mit Sicherheit zu sagen, ob er ein Stern ist oder aus einzelnen Sternen besteht oder ob er eine Nebelmasse ist, und er hat festzustellen erlaubt, daß viele Himmelskörper nichts andres sind, als ungeheure Massen glühenden Gases. Einige von ihnen mögen sich durch allmähliches Zusammenschrumpfen in Weltkugeln umwandeln, wie dasjenige, dessen Centrum unsere Sonne ist, bei andern ist diese Umwandlung bereits vollendet. Niemand kann aber diesen Vorgang beobachten, da er sich zu langsam vollzieht, jedoch können wir von seinem Fortschritt und von seinen Stadien Kenntnis erhalten, wenn wir alle Himmelskörper in ihren verschiedenen Zuständen prüfen, gerade wie wir bei der Betrachtung eines Waldes aus Eichenstämmen die verschiedenen Stufen der Entwicklung des Baumes erkennen können, ohne sie an einem einzelnen Exemplar zu beobachten. Zuweilen kann es fast scheinen, als sähen wir, wie das von Kant und Laplace verkindete Gesetz am Himmel in Thätigkeit tritt. Wenn wir z. B. durch ein Fernrohr den Blick auf den großen Spiralnebel im Sternbild der Jagdhunde richten, so erhalten wir den Eindruck einer ungeheuren um einen Punkt herumgewirbelten Masse, von der sich kleinere Massen loszulösen scheinen in derselben Weise, wie sich die Erde einst von der Sonne getrennt hat. Eine enorme Fülle solcher Nebelmassen ist über den ganzen Himmel ausgestreut, in dessen nördlicher wie in dessen südlicher Halbkugel, und einige von diesen Nebeln sind von so erklammerter Größe, daß man Stücke von der Fläche des Deutschen Reichs abschneiden und jedem Mann und jeder Frau und jedem Kind auf der Erde eines davon geben könnte, ohne daß eine Abnahme zu bemerken wäre. Eine kaum zu zählende Menge solcher Nebel ist durch die großen Fernrohre und auf dem Wege der Photographie zu entdecken, aber eine noch viel größere ist in Wirklichkeit vorhanden, denn wir können nur diejenigen wahrnehmen, die mit der größten Fläche nach uns zu gerichtet sind. Da aber das Weltall nicht in der Absicht zusammengesezt ist, von dem Erdenvoll beobachtet zu werden, so ist es Sache eines einfachen Vernunftschlusses, daß noch viele Nebel nicht mit ihrer größten Fläche der Erde zugewandt sind, und uns daher verborgen bleiben. Daraus mag man sich eine Vorstellung von der unermeßlichen Zahl dieser werdenden Welten bilden.

Technisches.

— Natürliches Gas in den Vereinigten Staaten. Nach einer Zusammenstellung, welche die in Amerika erscheinende Zeitschrift „The Iron Age“ veröffentlichte, betrug der Gesamtwert des im Jahre 1899 in den Vereinigten Staaten gewonnenen und verbrauchten natürlichen Gases 20 024 864 Dollar oder rund ge-

rechnet 80 Millionen Mark, gegen 15 296 813 Dollar im Jahre 1898. An dem oben genannten Gesamtwert sind die einzelnen Staaten mit folgenden Beträgen beteiligt:

	Dollar	Dollar	
Pennsylvanien	8 337 210	Californien	86 891
Indiana	6 630 370	Texas	8 000
West-Virginien	2 335 864	Süd-Dakota	3 500
Ohio	1 866 271	Illinois	2 067
New York	294 593	Colorado	1 480
Kansas	282 392	Missouri	290
Kentucky	125 745		

Die Gesamtzahl der am Ende des Jahres 1899 betriebenen Gasquellen belief sich auf 9333 gegen 8453 im Jahre 1898, woraus sich ein Zuwachs von 880 ergibt. Der Durchschnittspreis des natürlichen Gases stellte sich im Jahre 1899 auf 18 1/2 Cents für 1000 Kubikfuß. Unter Zugrundelegung dieses Durchschnittswerts ließe sich die Gesamtgasgewinnung zu 108 000 000 000 Kubikfuß berechnen. Wollte man die Gasmenge in einem würfelförmigen Behälter von einer englischen Quadratmeile Grundfläche unterbringen, so würde sie bei einer Pressung von vier Unzen pro Quadratzoll den Würfel bis zu einer Höhe von 3871 Fuß ausfüllen. Wollte man ferner den beim Verbrennen des im Jahre 1899 verbrauchten natürlichen Gases erzielten Wärme-Effekt durch Steinkohle ersetzen, so würde sich ein Verbrauch von 5 400 000 Tonnen Kohle ergeben. Das natürliche Gas findet, wie bekannt, eine sehr ausgedehnte Anwendung; im Jahre 1899 diente es als Heizgas für 196 Glashütten, 13 Eisenwerke, 63 Stahlwerke und 3947 andre industrielle Unternehmungen. Zum Heizen großer Oefen in Glashütten, in Eisen- und Stahlwerken, zum Kösten von Eisenerzen und für diverse andre hüttenmännische Zwecke steht das natürliche Gas obenan. Sein Heizwert ist ein Drittel größer als derjenige des besten Steinkohlengases, doppelt so groß als derjenige des carburierten Wassergases, 3/2 mal so groß als der des nichtcarburierten Wassergases und 7 1/2 mal so groß als der des gewöhnlichen Gases. Aus den im Vorsehenden angeführten Gründen ist es leicht einzusehen, daß man bestrebt war, dieses vorzügliche Brennmaterial nicht nur am Gewinnungsorte selbst zu verwerthen, sondern es auch auf weite Strecken den betreffenden Werken zuzuführen. Die Gesamtlänge der im Jahre 1899 für diesen Zweck vorhandenen Gasleitungen betrug 18 856 englische Meilen, die Breite der Leitungsröhren schwankte zwischen 2 Zoll = 50 Millimeter und 36 Zoll = 912 Millimeter. Infolge des in Amerika herrschenden Raubbau-Systems hat die Ertragsigkeit der einst für unererschöpflich angesehenen Gasquellen sehr erheblich nachgelassen. So geht der größte Teil des Gasvorkommens in Ohio mit Riesenschritten seiner Erschöpfung entgegen; in Indiana ist kaum noch die Hälfte des ursprünglichen Gasreichtums vorhanden. Das einst so ergiebige Gasgebiet von Trenton im nordwestlichen Ohio ist völlig erschöpft, dergleichen manches Feld in Pennsylvanien, andre Gebiete gehen un-aufhaltfam dem gleichen Geschick entgegen. — („Prometh.“)

Humoristisches.

— In der Verlegenheit. So, Sie wollen also niemand angeschossen haben! Deshalb wurde denn ein Arzt aufs Jagdterrain hinausgeschickt?
 — Sonntagsjäger: „Das — das war eben nur ein Tierarzt.“
 — Heirats-offerte. Junge Dame wünscht sich zu verheiraten. Dieselbe besitzt 20 000 M. Vermögen, guten Charakter und vollendete Formen. Wo — sagt die Expedition des Blattes. —

Notizen.

— Neues vom Goethebund. In der Ausschussführung wurden Dr. v. Liszt, Sudermann und Zuda zum ersten, zweiten und dritten Vorsitzenden gewählt. Eine vom Vorstand vorgelegte, an den Reichstag zu richtende Petition, die die Beseitigung der Theater-censur verlangt, fand einstimmige Annahme.
 — Eine groß angelegte Biographie A. W. v. Hofmanns wird von der Deutschen Chemischen Gesellschaft herausgegeben.
 — Sudermanns „Johannisfeuer“ hatte im Posener Polnischen Theater Erfolg.
 — Der Mathematiker Professor Charles Hermite ist im Alter von 78 Jahren in Paris gestorben.
 — t. Dampfer mit 40 Knoten Geschwindigkeit in der Sturde werden jetzt auf dem Hudson-Flusse in Amerika gebaut.
 — Auf der Insel Escondida an der Küste des argentinischen Territoriums Chubut sollen sich nicht weniger als 10 000 See Löwen aufhalten. —